

Friedrich von Roth.

Ein Beitrag zu der Frage „Luthertum und Humanismus“
von Georg Merz, Bethel.

Unter den Lutherausgaben des 19. Jahrhunderts ist wohl keine durch eine solche Eigentümlichkeit gekennzeichnet wie die dreibändige Auswahl „Die Weisheit D. Martin Luthers“, die in drei Teilen 1816 und 1817 bei J. L. S. Lechner in Nürnberg erschienen ist. Sie kann auch heute noch unsere besondere Aufmerksamkeit fordern, weil sie durch die Wirkung, die sie ausübte, in besonderer Weise das lutherische Gepräge der bayerischen Landeskirche mitzubestimmen berufen war, weil sie in der Auswahl der dargebotenen Stücke ein sprachliches Feingefühl und eine theologische Urteilskraft verrät, die für die damalige Zeit erstaunlich ist und uns das Werk so gegenwartsnah erscheinen läßt, daß man nicht annehmen kann, es werde je veraltet erscheinen, solange man Luther überhaupt liest, schließlich aber, weil die Einleitungen und Anmerkungen den Herausgeber als einen Mann von besonderen Gaben zeigen.

Der Herausgeber, dessen Name in den drei Bänden gar nicht ausdrücklich erwähnt wird, ist Friedrich Roth, nachmals als Präsident des Oberkonsistoriums Regent der bayerischen Landeskirche, innerhalb der theologischen Literatur bekannt als Herausgeber der Schriften Johann Georg Hamanns. In seiner Person erscheint, allerdings sehr unaufdringlich, jener verheißungsvolle Bund, der die Epoche einer neuen evangelischen Kirchlichkeit in Deutschland einleitete und in dem Schriftstudium, Lutherkenntnis und die Begeisterung für die neue als deutsch und human zugleich begrüßte Weise des Denkens und Lebens sich darstellen, als deren Herold man Hamann begrüßte. Dies rechtfertigt es, ausführlicher von Friedrich Roth zu reden.

I.

Wir gehen aus von seiner Lutherausgabe. Zu dem Motto „Aequè pauperibus — locupletibus aequè“ auf dem Titelblatt aller drei Bände kommen im ersten und zweiten Bande einige aufschlußreiche Stellen aus Luthers erster Vorrede zur „Theologia Deutsch“, aus Matthesius und aus Aurifaber. Nehmen wir hinzu, daß Roth an den Eingang der ersten Bände die damals weiteren Kreisen

nach unbekannten „Biblischen Betrachtungen von Johann Georg Hamann“ setzte und schließlich seinem Freunde und Mitarbeiter S. J. Niethammer¹⁾ das Wort erteilte, um die Bedeutung kundzutun, die dem Reformator der Kirche und Sprache für die Deutschen aller Zeiten zukomme, dann vermögen wir das Interesse zu erkennen, aus dem Roth seine Ausgabe zusammenstellte.

Es kommt uns rückblickend erstaunlich scharfblickend und weitsichtig vor, Luther und Hamann zusammenzustellen und von Hamann ausgerechnet die Biblischen Betrachtungen zu wählen. Bibel, Luther, Hamann in einer Linie zu sehen, diese gesegnete Kunst war damals kaum einem geschenkt. Goethe, dessen Liebe zu Hamann Roth einige der später von ihm zusammengestellten Schriften Hamanns verdankt, vermochte solchen Zusammenhang nicht zu erkennen; die neu erweckte Theologie meinte entweder unmittelbar an die Schrift anknüpfen zu können oder die Erkenntnisse der von Hamann befruchteten Romantik unmittelbar theologisch erfassen und so ihre Übereinstimmung mit dem wesentlichen Inhalt der Schrift erweisen zu können. An Luther ging die Schrifttheologie eines Tholuck ebenso vorbei wie die Spekulation Schleiermachers und Richard Rothes. Erst die Männer, die von Roth's Vermittlertätigkeit Gewinn ziehen durften, konnten auch seine eigentümliche Zusammenschau für ihre theologische und kirchliche Arbeit fruchtbar machen: Wilhelm Löhe, Johannes Hofmann und als später Schüler von ihnen Hermann Vezzel. So biblisch und lutherisch sie waren, ihre Herkunft aus dieser also bestimmten geistigen Landschaft machte ihnen auch das „humane“, fast möchte man sagen, auch das „humanistische“ Anliegen groß.

Für Roth ist Luther zunächst der große Seelsorger. Was er Johann Aurifaber von Kurfürst Johann Friedrich erzählen läßt, bestimmt auch seine Hochschätzung des Reformators. Er führt es an als Begründung dafür, daß er Luthers Schriften dem Volke darbietet: „Der hochlöbliche Kurfürst, Herzog Johann Friedrich zu Sachsen, pflegte in seiner Gefangenschaft am Kaiserlichen Hofe, allda ich ein ganz halb Jahr bei Seiner Kurfürstlichen Gnaden gewesen bin, zu sagen, daß D. Martin Luthers Bücher herzetten, durch Mark und Bein gingen und reichen

¹⁾ Ein wichtiges Stück aus dieser Vorrede hat D. Knolle in Heft 3 des Jahrgangs 1933 der Vierteljahresschrift „Luther“ veröffentlicht (S. 89—94). Die dort auf S. 89 gegebene Anmerkung ist nach unseren Ausführungen zu berichtigen. Die Veröffentlichung Knolles, der von der Rothschen Auswahl offenkundig den gleichen Eindruck bekam wie ich, gab den Anlaß, den hier vorgelegten Aufsatz im Jahrbuch der Luthergesellschaft zu veröffentlichen.

Geist in sich hätten. Denn wenn er gleich einen Bogen von anderer Theologen Schriften läse und nur ein Blättlein Luthers dagegen hielte, so befände er mehr Saft und Kraft, auch mehr Trost darin, denn in ganzen Bogen anderer Scribenten“ (Bd. II, S. II). Noch entschiedener sagt dies das Wort aus Mathesius, das dem ersten Band vorangestellt ist: „Zu Venedig brachte man Luthers Vater Unser in welsche Sprache und ließ seinen Namen aus. Wie es der sieht, von dem man Erlaubnis zum Drucken haben mußte, spricht er: Selig sind die Hände, die dies geschrieben haben, selig sind die Augen, die es sehen, selig sind die Herzen, die dem Buche glauben, und also zu Gott rufen.“ Er traut Luther solche Kraft zu, weil er in ihm den Schrifttheologen ehrt; darum wendet er die Lutherworte über den Frankfurter auf ihn selbst an: „Zu voran vermahnt dieses Büchlein alle, die es lesen und verstehen wollen, sonderlich, die von heller Vernunft und sinnreichen Verstandes sind, daß sie nicht sich selbst mit geschwindem Urteil übereilen. Denn es in etlichen Worten scheint untüchtig, oder aus der Weise gewöhnlicher Prediger zu reden; ja, es schwebt nicht oben, wie Schaum auf dem Wasser; sondern es ist aus dem Grunde des Jordan von einem wahrhaftigen Israeliten erlesen“ (cf. WA, I, 153).

Worin er im Einzelnen die Bedeutung Luthers für seine Gegenwart sieht, hat er in den Aufforderungen zur Subskription — sie sind dem dritten Bande beigegeben — ausgesprochen. Er meint nicht den Polemiker Luther. Er ist vielmehr mit einem „echt katholischen Schriftsteller“ seiner Zeit einig¹⁾, daß Luther ein Pol des Friedens sein Leben lang und ein wahrhaft deutscher Mann war. Deshalb sollen seine deutschen Schriften, die nicht weniger ruhmwürdig sind, als sein Tagewerk selbst, zu Ehren kommen. Denn „es webt darin eine Tiefe des Gefühls, es leuchtet eine Klarheit des Verstandes und es waltet eine Kraft der Überzeugung, die nur einem Rüstzeug Gottes, wie ihn seine Schüler nannten, verliehen sind“. „Dazu diente ihm die deutsche Sprache mit noch ungebrochener Stärke, ungefälschter Reinheit und jugendlicher Frische“ (III, 504). Es ist neben der Anerkennung des Schrifttheologen Luther die Freude an dem Meister der deutschen Sprache, die Roth zu seinem Werke bewogen hat. „Seine Sprache vereinigt Eigenschaften, die man sonst unvereinbar findet. Sie ist einfach und kunstreich, mannhaft und zart, kühn und züchtig, erhaben und faßlich“ (III, 508). Darum denkt er auch nicht so sehr an die Gelehrten, sondern an das Volk, das

¹⁾ Ich vermute, daß hier Johann Michael Sailer gemeint ist.

hier seinen größten Redner endlich einmal wieder kennenlernen soll, und er glaubt, daß jetzt die Zeit gekommen sei, wo das Volk „endlich wieder zur Erkenntnis seiner Würde gelangt, voll Sehnsucht nach der Herrlichkeit seiner alten Zeit, voll Liebe zu den Zeichen und Tönen, die daraus noch übrig sind, und die Gleichgültigkeit gegen das Einheimische, die Scheu vor dem Altertümlichen und die Abneigung gegen das Kraftvolle, Einfache und derb Anmutige verloren hat“ (III, 504). Das Entscheidende freilich liegt ihm nicht in diesen sprachlichen Vorzügen; die Sprache wird zum Werkzeug; sie dient der Verkündigung. „Die Welt ist fortgeschritten und schreitet fort in der Gelehrsamkeit, nicht in der Gottseligkeit, in der Erfahrung, nicht in der Tugend, in der Bücherkenntnis, nicht in der Menschenkenntnis. Man hat neue Meere, nicht aber neue Tugenden entdeckt, man hat allerlei Kunst vervollkommenet, nicht das Vermögen des Menschen erhöht“ (III, 508). Als ein Beispiel dafür, daß man im Einzelnen fortschreiten kann, aber den rechten Sinn des Ganzen nur bei den Vätern findet, nennt er Luthers Auslegung des Magnifikat. „Spätere mögen ein oder das andere Wort genauer aus der Ursprache gedeutet haben. Er öffnet und bewegt, wie seit ihm kein anderer, Sinn und Herz. Was man die richtige Erklärung nennt, ist gut, aber nicht das Beste. Innigkeit der Erkenntnis kommt der Seele; wer sie dazu leiten kann, der ist der rechte Meister“ (III, 507). Beides will Roth erreichen: eine Belebung des deutschen Sprachgefühls und zugleich christliche Verinnerlichung. Er ist der Überzeugung, daß „wer sich belehren und erbauen will, wer predigen und lernen, wer deutsch denken, reden und schreiben, hier Befriedigung in reichem Maße finden werde“ (III, 510). Luther soll das Volk an seine Sprache erinnern und zugleich der Kirche helfen, die Wege zu gehen, die ihr zur Erfüllung ihrer Aufgabe vorgeschrieben sind. Die Vorrede Niethammers fordert denn auch die Prediger auf, aus Luther zu lernen, wie man dem ganzen Volk, nicht nur den Gebildeten predige und wie man in der liturgischen Sprache des Gottesdienstes nicht nach subjektiver Willkür verfahren dürfe, sondern sich an die klassischen Vorbilder halten müsse.

„Innigkeit der Erkenntnis“ schwebt Roth als Ziel vor. Er geht nicht unter in dem Erbaulichen an sich, wie es die Art der Pietisten ist, aber er will auch nicht stehen bleiben bei der bloßen vernünftigen Erkenntnis, wie sie dem rationalistischen und idealistischen Humanismus vorschwebt. Dafür zeugt die Auswahl, die er getroffen hat. Im dritten Band wird das Leben Luthers von

Matthesius gedruckt und eine Auswahl seiner deutschen Briefe. Wichtiger sind die dazu gestellten Sprüche, aus den verschiedensten Werken ausgezogen. Diese Auswahl zeugt von der innersten Auseinandersetzung Roths mit dem Geist des Reformators und von der Beugung des Humanisten unter das Wort des Reformators. Wir finden unter ihnen (III, 318) das Wort aus der Vater Unser-Auslegung von 1519: „Du sprichst: Gott hat uns ja einen freien Willen gegeben. Antwort: ja freilich hat er dir einen freien Willen gegeben; warum willst du ihn denn machen zu einem eigenen Willen und läßt ihn nicht frei bleiben? Wenn du damit tust, was du willst, so ist er nicht frei, sondern dein eigen. Gott hat niemand einen eigenen Willen gegeben. Ein freier Will ist, der nichts eigenes will, sondern allein auf Gottes Willen schaut, dadurch er denn auch frei bleibt, nirgend anhängend oder anklebend“ (W 2, 104).

Im ersten Band bringt Roth außer der Vaterunserauslegung von 1519 eine kurze Zusammenfassung des Magnifikat, ausgewählte Psalmen, Stücke aus Jeremia, Jesaja, den zehn Geboten, der Bergpredigt und den Johanneskapiteln 4—16. Die Verwunderung über den feinen Sinn des Lutherkennters, der auf so klassische Stücke wie das Magnifikat und die Vaterunserauslegung stieß, wird durch den zweiten Band bestätigt. Die sogenannten Hauptschriften Luthers, die Reformationsschriften von 1520 und die polemischen Schriften dieser Zeit, also gerade das, was seinen aufklärerischen Zeitgenossen besonders wichtig war, sind beiseite gelassen. An ihre Stelle treten Stücke aus der Auslegung des 1. Buches Mose vom Jahre 1527, aus der des 1. Briefes Petri samt dem Kapitel des anderen Briefes vom Jahre 1525 und aus der Auslegung des 15. Kapitels des ersten Briefes Pauli an die Korinther vom Jahre 1534, alles Stücke, deren Bedeutung für die Theologie Luthers unterdessen durch die Forschung bestätigt wurde.

Roth gibt selten das Original in getreuer Wiedergabe. Er erlaubt sich nicht nur auszuwählen, er greift auch selbst in die Gestaltung des Wortlauts ein. Er tut es mit dem großen Geschick eines Mannes, der Sprache zu verstehen und Sprachen zu unterscheiden versteht und gibt darum auch offen über seine Grundsätze Rechenschaft: „Der Herausgeber gegenwärtiger Sammlung hat zu seinem Unternehmen und in demselben diese Erwägung vornehmlich geleitet. Er glaubte seinen Landsleuten, besonders in dieser Zeit der Wiederbelebung des frommen und deutschen Sinnes, einen guten Dienst zu erweisen, indem er eine Auswahl

der deutschen Schriften Luthers, ohne die Eigentümlichkeit derselben in Gedanken und Sprache zu verletzen, dergestalt bearbeitete, daß durch Abkürzung, Umstellung und Zusammenziehung ein etwas gedrängterer und bündigerer Vortrag entstände, aus welchem zugleich alles entfernt wäre, was etwa für unsere Zeit allzu derb sein möchte“ (III, 509). Ohne Zweifel ist er dabei in der Beurteilung dessen, was „derb“, ja „allzu derb“ sein möchte, abhängig von seinem persönlichen Empfinden. Dieses persönliche Empfinden hat ihn nach unserem heutigen Ermessen zu ängstlich sein lassen. Er ist hier in ähnlicher Weise vorsichtig vorgegangen wie später bei seiner Ausgabe der Briefe Hamanns. Aber aufs ganze gesehen muß man auch ihm hier wieder gewissenhafte Treue und einen glücklichen Blick für das Wesentliche nachrühmen. Besonders gilt dies für den dritten Band, wo er nach der Lebensbeschreibung des Mathesius aus den Schriften Luthers bestimmte Stücke unter eigenen Gesichtspunkten vorträgt, darunter „die Liebe von reinem Herzen“ aus der Predigt über 1. Tim. 1, 5, die der Predigt Luthers bei der Einführung der Reformation in Anhalt entnommen ist (vgl. W 36, 357—362) und sein Auszug aus dem 101. Psalm „von den rechten Wunderleuten im weltlichen Regiment; dann von den Klüglingen, den Nachahmern und dem Faulwitz“ (W 51, 200—224). Von der glücklichen Hand, die er bei der Auslese der Sprüche bewies, war schon die Rede. Eigentümlicher und nicht ohne weiteres einleuchtend ist sein Vorgehen bei der Auswahl der Briefe. Er gibt 85 Briefe, davon viele in der von ihm geübten Zusammenfassung. Die Briefe aus der Anfangszeit Luthers fehlen ganz, aber es sind sogar die aus der Kampfzeit merkwürdig sparsam vorgelegt. So fehlt überraschenderweise der berühmte Brief an den Kurfürsten vom 3. März 1522. Dagegen findet die in den meisten Briefsammlungen so spärlich berücksichtigte Zeit nach 1525 geradezu eine Bevorzugung. Während aus der Zeit bis 1525 nur 25 Briefe vorgelegt werden, so werden aus der Zeit von 1525—1546 60 Briefe vorgelegt. Sie sind so ausgewählt, daß die ganze Mannigfaltigkeit von Luthers Handeln zur Erscheinung kommt. Der Berater der Fürsten und Ratsherren, der seelsorgerliche Freund und der mahnende „Bischof“ erscheint sowohl in der Kraft, die er in der Gestaltung des öffentlichen Lebens bewies, wie in der Zartheit, mit der er den persönlichen Verhältnissen der Menschen nachzugehen verstand. Der Mann, der hier die Auswahl vollzog, ist nicht nur ein Mann, der selber im öffentlichen Leben stand und die Fragen des öffentlichen Lebens kannte; er will

vor allen Dingen nicht nur, ja gerade sehr wenig für Theologen schreiben, sondern für das Volk, denn er weiß, daß die deutschen Schriften für jedermann sind und daß es wieder so sein soll wie einst, als „sie jedermann las, da sie eine frohe Neuigkeit waren“ (III, 505). In der Begründung, die Roth für sein Unternehmen gibt, tritt neben das kirchliche und christliche Anliegen die Sorge für die Erneuerung der deutschen Sprache und damit die Sorge für den deutschen Sinn überhaupt. Es mag wohl angemerkt sein, daß um die gleiche Zeit, aufgerufen durch das Reformationsjubiläum von 1817, der junge Leopold v. Ranke sich zu jener verheißungsvollen Skizze des Lebens Luthers aufrufen ließ¹⁾, in der auch bei ihm die Hingabe an die christliche Erkenntnis aufs engste verbunden erscheint mit der Freude an dem ursprünglichen deutschen Wesen, das durch die Verfälschung der Zeit hindurch lebendig werden soll, und so hofft auch Roth, daß seine Aufgabe einen Dienst tun soll, der ebenso fromm wie deutsch ist: „Jetzt, endlich wieder zur Erkenntnis seiner Würde gelangt, voll Sehnsucht nach der Herrlichkeit seiner alten Zeit, voll Liebe zu den Zeichen und Tönen, die daraus noch übrig sind, wird das deutsche Volk empfänglicher, als seit mehr denn hundert Jahren, auch für Luthers Schriften sein. — Es glaubt daher ein fleißiger Leser dieser Schriften durch Herausgabe einer sorgfältigen Auswahl derselben seinen Landsleuten einen angenehmen Dienst zu tun“ (III, 504/05)!

II.

Als Friedrich Roth seine Lutherauswahl herausgab, stand er im Dienste des bayerischen Finanzministeriums. Er galt in den Kreisen seiner Kollegen als ein besonderer Sachkenner auf dem Gebiet der Zoll- und Steuerfragen. Ebenso war er um seiner historischen Studien willen Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaft geworden und hatte einige Jahre vorher einen lateinisch geschriebenen Kommentar über den Krieg Napoleons mit Preußen herausgegeben. Seine anderen Veröffentlichungen, sofern sie nicht seinem engsten Arbeitsgebiet angehörten, beschäftigten sich mit der römischen Kaiserzeit und den Anfängen der deutschen Geschichte. Daß dieser Mann zwischen seinen so andersartigen Geschäften und seinen nicht unmittelbar das kirchliche und theologische Leben berührenden Studien ausgerechnet für die Beschäftigung mit Luther Zeit fand

¹⁾ Vergleiche den Aufsatz von Paul Joachimsen: „Das Lutherbild Leopold v. Rantes“ in der Vierteljahresschrift „Luther“, Jahrg. 1926/VIII, 1, S. 2—25.

und in dieser Beschäftigung ohne Vorarbeit der zünftigen Wissenschaft zielsicher einen eigenen Weg gehen konnte, läßt seine Gestalt und sein Unternehmen noch im besonderen anziehend erscheinen und legt die Frage nahe, wie er denn gerade diesen Weg geführt wurde. Wir haben keine Möglichkeit, die Frage klar zu beantworten. Wir können lediglich auf die Männer hinweisen, die für ihn das Bindeglied zu den Kreisen wurden, in denen sich die Neubelebung des kirchlichen Lebens Süddeutschlands vorbereitete. Es waren dies der Nürnberger Bürgermeister Paul Wolfgang Merkel, der Präsident der Münchener Akademie der Wissenschaften Fritz Jacobi, und der in Nürnberg, Erlangen und München als Erwecker frommen Lebens bekannte und geliebte Johann Gottlieb Heinrich v. Schubert. Aber wir können wiederum nicht mehr tun, als diese Namen nennen. Daß sie gerade auf Roths Begegnung mit Luther Einfluß hatten, läßt sich nicht erweisen und läßt sich schwer wahrscheinlich machen.

Paul Wolfgang Merkel ist der Vater von Johann Merkel, von dem wir wissen, daß er durch eine richtige Erweckung aus dem Kreise des ersten, rationalistisch frommen Bürgertums, in dem aber die Zugehörigkeit zur Freimaurerloge als wohlvereinbar galt mit regem kirchlichen Sinn, herausgeführt wurde zu einer bewußten Bejahung eines lutherischen Christentums im Sinne der lutherischen Bekenntnisschriften. Aber diese Wendung vollzog sich erst um das Jahr 1830. Bei Paul Wolfgang Merkel finden wir davon noch keine Spur. Die schöne, bewußt nach römischem Vorbild in klassischer Kürze abgefaßte Biographie¹⁾, die Friedrich Roth seinem Schwiegervater widmete, erwähnt lediglich die herzliche Freundschaft, die seinen Schwiegervater mit dem rationalistischen Prediger Enopf verband, und begnügt sich im übrigen, die hohen bürgerlichen Tugenden zu rühmen, durch die Paul Wolfgang Merkel auch für ihn Vorbild wurde.²⁾ Dieser wackere und rechtliche Kaufmann, der, wohl bedacht auf Mehrung

¹⁾ „Nachricht von dem Leben Paul Wolfgang Merckels, weiland verordneten Vorstehers des Handelsplazes Nürnberg, Assessors am k. Handels-Appellationsgerichte, und Abgeordneten der Stadt Nürnberg zur Stände-Versammlung des Königreiches“. (Nürnberg, auf Kosten der Gesellschaft zur Beförderung vaterländischer Industrie, 1821).

²⁾ Nicht uninteressant und aufschlußreich für die späteren milden, wenn auch entschiedenen Maßnahmen gegen die rationalistischen Pfarrer ist das Urteil, das Roth bei dieser Gelegenheit über den Rationalismus gibt: „Man kann sich freuen, daß ein großer Teil der Zeitgenossen von dieser Richtung umlenkt, ohne daß man darum diejenigen, welche sie damals genommen haben, anklagt. Es war bei den meisten, auch bei Enopf, ebensoviel Trieb zur lebendigen Wahrheit als

seines Wohlstandes, ebenso sorgsam für Recht, Gerechtigkeit und Billigkeit eintrat, wie er die leiseste Unehrlichkeit scheute, wird von ihm vor allem deshalb gerühmt, weil er auch dort, wo es ihm unbequem war, die überkommene Sitte des öffentlichen Lebens anerkannte, ohne gegenüber der in der Geschichte sich notwendig vollziehenden Änderung starr und eigensinnig zu werden. „Den ererbten Stand so lange als möglich zu behaupten, hielt er für ein Gebot der Ehre, denselben eigenmächtig aufzugeben für einen Eingriff in die sittliche Ordnung.“ Wir irren wohl kaum, wenn wir die Hervorhebung dieses konservativen Zugs als ein Bekenntnis des Biographen selber auffassen. Roth hatte zu der Zeit, als er diese Biographie schrieb, sich schon ganz zu den konservativen Grundsätzen des persönlichen und öffentlichen Lebens bekannt, zu jenen Grundsätzen, für die auch ein Satz wichtig ist, mit dem er seinen Freund, den bayerischen Minister Heinrich v. Schenk, in der Gedächtnisrede kennzeichnet, die er ihm in der Akademie hielt: „Schenk war in allen Verhältnissen des privaten Lebens von jener sittlichen Treue, die man zu jeder Zeit die alte genannt hat, weil sie diejenige ist, welche allein fort dauern und als Regel dienen kann“. Der Mann, der so schrieb, war erhaben über jede Geringschätzung sittlicher Grundsätze, aber nichts erinnert in dieser Kennzeichnung von Menschen und ihrer Lebensweise an die eigentümlich lutherische Betrachtung des Lebens, und man könnte aus diesen Sätzen schwer schließen, daß der gleiche Autor um die gleiche Zeit mit der Herausgabe des in so vieler Hinsicht unbürgerlichen Hamann beschäftigt war. Mag denn auch P. W. Merkel für ihn das Vorbild bürgerlicher Tugend geblieben sein, und mag sich, wie bezeugt wird, Friedrich Roth über wenige Dinge so gefreut haben wie über das Zeugnis, daß sein Münchener Haus in seiner Sitte die bürgerliche Überlieferung der Nürnberger Familie Merkel fortsetze, einen Anhaltspunkt für seine innere religiöse Entwicklung und besonders für seine Liebe zu Luther finden

Abneigung gegen Schwäche und dürftige Satzungen. Irrten sie, indem sie diese Abneigung den Lauf lassen und anstatt dem Empfangenen seine alte Ehre und Kraft zu geben, sich von demselben abwandten, so war dies ein menschlicher Fehler, der vielleicht unzertrennlich von dem Aufstreben zu dem rechten, auf jede Stufe der Entwicklung sich einstellt, jeder Erneuerung vorangeht.“ — Interessant ist es übrigens, daß Roth weder von seinem Schwiegervater noch von seinem Schwager erwähnt, daß sie der Loge „zu den drei Pfeilen“ angehörten. Umgekehrt legt der Bearbeiter der Lebensläufe der beiden Merkel, Dr. Mummehoff (in den fränkischen Lebensläufen) großes Gewicht auf diese Tatsache, ohne die Beziehungen des jüngeren Merkel zu den kirchlichen Bewegungen zu erwähnen.

wir hier nicht. Wir müssen uns begnügen, festzustellen, daß es die gleiche Umwelt war, aus der die Löhessche Gemeinde und die von da ausgehende Erneuerung des kirchlichen Lebens hervorging wie die eindringliche Beschäftigung mit Luther und Hamann. Einen weiteren Zusammenhang finden wir nicht.

Nicht viel weiter führt die Erinnerung des in der geistigen Welt ungleich bekannteren Fritz Jacobi. Als Fritz Jacobi nach München berufen wurde, stand über ihm immer noch der Glanz seiner Jugendfreundschaft mit Goethe. Für ihn selbst waren die mannigfachen Beziehungen mit den geistig führenden Männern Deutschlands nicht nur Erinnerung. Er wollte auch in München das gleiche Leben darstellen, das er in Pempelfort und dann in der Verbannung auf den holsteinischen Gütern seiner Freunde geführt hatte. Die Aufzeichnungen, die im Roth'schen Hause über Jacobi, „den guten Mann“, wie ihn die Kinder nannten, bewahrt werden, lassen ihn auch noch in seinem Greisenalter als den lebhaften und hingebenden Geist erscheinen, dem es ein dringliches Anliegen war, mehr durch Wort und Gebärde, durch Beispiel und Lebenshaltung zu wirken als durch das gedruckte Wort. Wieso der nüchterne, redliche Sinn des die large Bescheidenheit des Nürnberger Lebens bewahrenden Merkel und die ungleich weltförmigere und gelockerte Art Jacobis von Friedrich Roth als Ergänzung und gegenseitige Bestätigung erlebt wurden, wissen wir nicht. Es wird bei ihm wie bei den meisten Menschen sein, daß sich das Lebendige anders formt und anders prägt, als wir es nach der vernünftigen Regel zu begreifen vermögen. Daß er von Jacobi im vierten Jahrzehnt seines Lebens noch gelernt hat, ist sicher. Aber daß ihn Jacobi gerade zu Luther geführt habe, dafür fehlen wiederum alle Spuren. Denn Jacobis Geist war geöffnet für die Antike, für die Mystik, für den Humanismus. Eine besondere Luthernähe ist bei ihm nicht wahrzunehmen.

Der dritte, dem Roth freundschaftlich verbunden war, nicht wie einem Vater, dessen Autorität er ehrte, sondern wie einem Bruder, dem er das so selten und sparsam gewährte „Du“ der herzliche Verbundenheit verratenden Anrede gewährte, war Johann Gotthilf Heinrich v. Schubert. Er war für das Roth'sche Haus nach dem Tode Jacobis das helle Licht, Freund des Vaters, Beschützer und Beglucker der Kinder. Er durfte sich als einziger in die Sorgen des Hauses mischen; er durfte durch seinen Rat bestimmend eingreifen. Er, ein fast täglich gesehener Gast, hat Roth sicher auch in vielem beeinflusst. Aber man braucht nur einmal ein paar Seiten der weitschweifigen, sich in breiter Erzäh-

lung ergebenden Geschichten Schuberts zu lesen und daneben einige Sätze der sparsamen, prägnanten Rede von Roth, um zu wissen, daß die Freundschaft der Männer keine eigentlich geistige Verwandtschaft bedeutete. Und wiederum gilt von Schubert, wenn auch in anderer Weise als von Jacobi, daß er zwar geöffnet war für die Mannigfaltigkeit des frommen Lebens und für die seltsamen Zustände des Seelenlebens, aber daß auch er nicht das Eigentümliche eines Mannes wie Luther aufzudecken imstande war. Wenn irgendwo, so zeigt sich hier, wie mißlich es ist, das geistige Werden eines Mannes genau aufzeigen zu wollen. Es muß uns genügen festzustellen, daß einen der geistig regsten Männer zu Beginn des 19. Jahrhunderts gleichsam unvermittelt plötzlich Luther überfiel und daß er, überwältigt von der köstlichen Fülle, die ihm dankbar begrüßte Erfrischung in der dünnen Landschaft des damaligen Geisteslebens bedeutete, zu einem dankbaren Schüler dieses Luther wurde und trotz seiner sonstigen Zurückhaltung unbeschwert von der Frage, ob er dazu berufen sei, diesen Schatz auch anderen mitteilen mußte.

III.

Daß er aber zu Luther kam, war für sein späteres Leben von großer Bedeutung. Denn daß diese Begegnung mit Luther für ihn eine Epoche bedeutet haben muß, das läßt sich nun doch aus den vorhandenen Dokumenten schließen. Der Mann nämlich, der als 35-jähriger daran ging, die Schriften Luthers herauszugeben und der ein Jahrzehnt später an die Spitze des bayerischen Oberkonsistoriums trat, um eine Landeskirche von streng geprägter Rechtgläubigkeit herauszuführen, war in seiner Jugend entschlossen revolutionär gewesen. In den Papieren der Familie Roth wird der Brief aufbewahrt, den der 17-jährige Friedrich Roth am 13. April 1797 an seinen Vater, den Professor am Gymnasium in Stuttgart, Christoph Friedrich Roth, schrieb, um zu begründen, warum er nicht Theologe werden könne und wolle. Er faßt in neun Punkten seine Erklärung zusammen. Der erste Punkt betrifft das Gefühl der Unabhängigkeit gegenüber dem Landesherrn. „Ich will für keine Gnade dem Landesherrn untätigst danken“, die beiden letzten Sätze lauten: „Ich lebe mir selbst und ich bin glücklich, weil mein Plan ausgeführt ist“ und „Wenn ich früh morgens die Sonne im Garten begrüße, wenn ich abends vom Monde Abschied nehme, werde ich den ewigen Sternen und dem größeren Geist in meinem Gebete sagen, mein

Vater hat mich glücklich gemacht“. Hier ist der Geist der Aufklärung lebendig, nicht der eines milden Rationalismus, sondern der Geist, der unmittelbar die Antike als Gestalterin des gegenwärtigen Lebens geltend machen möchte und der darum den Willen zur revolutionären Umgestaltung bejaht. Cato, auf der anderen Seite die Führer der französischen Revolution und der amerikanischen Freiheitsbewegung, von denen er Rousseau und Benjamin Franklin mit Namen nennt, dankt er das Erwachen zum Gefühl der persönlichen Unabhängigkeit. Es ist ihm das höchste Gut, dessen ein Mann sich rühmen kann; es verpflichtet ihn aber auch, für das Recht der Allgemeinheit einzutreten. Darum nennt er unter den Gründen, die es ihm unmöglich machen, Theologie zu studieren, nicht nur die Abneigung gegen die Dogmen der Kirche und den unwürdigen Zustand des Tübinger Stiftes — im Hochgefühl jugendlicher Überhebung spricht er von „Wüstlingen und Trunkenbolden“ im Blick auf die Studenten, von „bestiae hebraizantes“ im Blick auf die Lehrer — sondern vor allem den Geist, den seine Erziehung bisher atmete und der es ihm unmöglich macht, jetzt in die Enge zu gehen. Sein Vater habe ihm die großen Vorbilder wahrhafter Freiheit gezeigt, die Kenntnis der Antike habe ihn darin bestärkt; darum könne er nicht Theologe werden, er wolle sich vielmehr durch das Studium der Rechte zum freien Advokaten bilden und in einem künftigen Landtag für die Rechte des Volkes eintreten. Dem Vater sei es in die Hand gegeben, in seinem Sohn der Menschheit einen beglückenden Retter zu senden oder ihn in den Tod zu schicken. „Gewähren Sie mir das, worum ich Sie bitte, nicht, so müßte ich meine Zuflucht nehmen zu dem Genius der umgekehrten Jacke“. Mit diesem elegischen Weltschmerz verbindet sich die empfindsame Sehnsucht nach dem Landleben. Er fordert auch seinen Vater auf, dorthin zu gehen, um in der Heimat der Voreltern ein menschenwürdiges Dasein zu führen. Cicero und Demosthenes, die römischen Historiker, Sophokles, Aeschylus und dazwischen Shakespeare aber sollen es sein, „deren Geister ich auf dem Lande anbeten werde“.

Roth hat sich dann in Tübingen mit einigen älteren Studenten zu einer Verbindung zusammengeschlossen, die nichts Geringeres erstrebte als eine Reform des gesamten Staatswesens, ausgehend von der Reform des Volksschulwesens. Ein Freund Roths, Denzel, hat später auf Pestalozzi bauend das Schulwesen in Hessen reformiert und starb als Dekan in Heilbronn, ein zweiter Freund ist der spätere Prälat Köstlin.

Koth selber sollte von Rousseau zu Luther und Hamann geführt werden. Nicht als Advokat in einem württembergischen oder badischen Landtag oder gar einem deutschen oder europäischen Parlament sollte er seinen Dienst tun, als entschlossener Gegner der Revolutionsideen, als einer der ersten willigen Verfechter eines konservativen Programms hat er als bayerische Erzellenz versucht, denen entgegenzutreten, die ihn in seiner Jugend begeisterten.

Man kann den überheblichen Brief des jugendlichen Schwärmers mit dem Hinweis auf die Fragwürdigkeit einer 17 jährigen Seele abtun. Aber man kann mit dem gleichen Recht fragen, was aus diesem Rousseauschwärmer geworden wäre, wenn ihm nicht zehn Jahre später mit dem Ernst des politischen Geschehens die unüberhörbare Stimme der Schrift und des die Schrift bezeugenden reformatorischen Bekenntnisses begegnet wäre. Koth, so mangelhaft die historische Überlieferung über ihn ist, steht vor uns als ein Vertreter jener Epoche, die sich von den Verlockungen einer heidnischen Lebens- und Weltbetrachtung befreit wissen durfte, als ihr das rettende Wort des Evangeliums begegnete. Seine Arbeit an Luther bekommt von hier aus eine besondere Bedeutung.

Freilich, wer einmal so, wie es bei Koth der Fall war, von der Gewalt der Antike ergriffen war, wird nie ganz von ihr loskommen. Neben dem späteren Leben und dem späteren Geben Koths ist hiefür wenigstens so charakteristisch wie die Art und Weise, wie er die Herausgabe der Schriften Hamanns begründete.¹⁾ Die ungemein bescheidene Zurückhaltung, die Koth bereits bei seiner Herausgabe von Luthers Werken übte, tritt bei seiner Hamann-Ausgabe nicht minder stark in Erscheinung. Er verzichtet auf jede ausführliche Biographie, ja sogar auf eine Charakterisierung der Persönlichkeit und des Werkes. Er hält es sogar für nötig, seine Berechtigung, die Werke überhaupt herauszugeben, ausführlich zu begründen. Jacobi war es, der das Recht und schließlich auch die Lust hatte, Hamann einem größeren Kreise bekannt zu machen, und nur als sein Gehilfe dürfe er jetzt an seine Stelle treten und auch das erst, weil Nicolovius, der nach Jacobi dazu das erste Recht gehabt hätte, ihn ausdrücklich darum bat. Freilich kann Koth nicht ganz darauf verzichten, seine eigene Meinung über den Mann,

¹⁾ Die Schriften Hamanns hat Koth in sieben Bänden bei Reimer in Berlin von 1821 bis 1825 herausgegeben. Der 8. Band, der die Anmerkungen und das Register enthält, ist erst später, von Wiener bearbeitet, erschienen. Die Kothsche Ausgabe ist, solange die von Josef Nadler geplante Ausgabe noch nicht erschienen ist, die einzig brauchbare Gesamtausgabe.

dem er schließlich mehr als jeder andere und jedem anderen gedient hat, kurz darzulegen. Ihm erscheint Hamann dadurch bewundernswert, daß er in größter Mannigfaltigkeit immer das Eine zu sagen verstehe, und zwar nicht nur in „der Fülle und Anmut echter Gelehrsamkeit, Kraft des Verstandes und Reichtum des Witzes“, sondern was Roth „das Größte an diesem Mann und das für unsere Zeit Erwünschte zu sein scheint“, „in Geradsinn, Offenheit und Aufrichtigkeit und Lauterkeit, in Freiheit von Eitelkeit und Schein“. Darum nennt er ihn eine anima candida, eine Seele, die mit dem an Jacobi gerichteten Wort: „Die Wahrheit macht uns frei, nicht ihre Nachahmung“ Ernst machte (I. S. XVIII). Roth weiß wohl, daß Hamann wegen mancher Derbheit und mancher Willkürlichkeit im sprachlichen Ausdruck das Prädikat eines Klassikers vorenthalten werden muß, aber „er hat dennoch sicherer als mancher Legitime seinen Platz unter Deutschlands großen Schriftstellern“. Diese Größe scheint ihm bedingt durch „jene Vereinigung des antiken Sinnes mit dem christlichen, die in ihm vielleicht vollendeter als bei irgendeinem Neuereu und das Innerste seiner Eigentümlichkeit war“. Dies Innerste sieht Roth in Hamanns Aufrichtigkeit. „Hamann schien gern, der er war, und er scheute sich nicht, sich bloß zu geben, eine Wirkung von Selbstvertrauen und Demut“. Daß Roth, der sich doch nie „bloß“ gegeben hat (seine übergroße Zurückhaltung in der persönlichen Mitteilung und in seinem literarischen Wirken scheint, verglichen mit dem stolzen Selbstbewußtsein, mit dem er in seinem amtlichen und häuslichen Bereich austrat, auf eine wunde Stelle in seiner inneren Entwicklung hinzuweisen), gerade dies an Hamann bewundert, ist ebenso merkwürdig, wie daß er gerade darin die Beziehung zum antiken Sinn sieht. Er hat richtig erkannt, daß für das Verständnis Hamanns nichts so aufschlußreich sei wie sein Leitsatz „panta anthropina te kai theia (Alles ist zugleich menschlich und zugleich göttlich). Er teilt aus richtigem Verständnis heraus als Kommentar das Hamannsche Wort mit (I, S. XVIII ef., I, S. 50): „Jede biblische Geschichte ist eine Weissagung, die durch alle Jahrhunderte und in der Seele jedes Menschen erfüllt wird. Jede Geschichte trägt das Ebenbild des Menschen, einen Leib, der Erde und Asche und nichtig ist, den sinnlichen Buchstaben, aber auch eine Seele, den Hauch Gottes, das Leben und das Licht, das einem im Dunkeln scheint und von der Dunkelheit nicht begriffen werden kann. Der Geist Gottes in seinem Wort offenbart wie das Selbständige, in Knechtsgestalt, ist Fleisch und wohnt unter uns voller Gnade und Wahrheit“.

Warum er aber gerade darin die Synthese von antikem Humanismus und christlichem Glauben gesehen hat, bleibt dunkel. Uns dünkt dies Hamannsche Wort vielmehr ganz ungr Griechisch, ja für ein humanistisches Ohr anstößig biblisch.

IV.

Dieses Rätsel des christlichen Humanisten begleitet uns in das spätere Leben von Friedrich Roth, ein Rätsel, das nicht gelöst wird. Roth übernahm im Frühjahr 1828 die Leitung der bayerischen Landeskirche. Er durfte in ihr Außergewöhnliches leisten. Der Aufbau der theologischen Fakultät Erlangen ist im wesentlichen sein Werk. Die kluge, aber feste Regierungskunst, mit der er den Rationalismus in der Pfarrerschaft zurückdrängte, machte den Kräften freie Bahn, die aus den Kreisen der erweckten jungen Studenten in den Dienst der Kirche drängten. Der feinsinnige Kenner der antiken Historiker, der aber auch nicht umsonst Luthers Schriften über das Maßhalten in der Leitung der Geschäfte studiert hatte und für den der Satz: „Allzu scharf macht kantig“ ebenso maßgebend war wie der Satz: „Allzu klug macht dumm“, bekämpfte den Unglauben der Kirche nicht durch die Verfolgung der Rationalisten, sondern dadurch, daß er einen neuen besseren Pfarrerstand heranzubilden sich bemühte. Die Gründung und Förderung des Münchener Predigerseminars, die Fürsorge, mit der er die jungen Kandidaten begleitete, die Hingabe, mit der er an den Schicksalen der ihm unterstellten Pfarrer teilnahm, vermochten es, eine erneuerte Landeskirche herauszuführen. Es erscheint dabei überraschend, daß er wenig Dankbarkeit fand. Als die Wellen der Revolution von 1848 auch über das Land Bayern dahinbrausten, fiel er als eines der ersten Opfer, die das Volk vom König verlangte. Er war ausgesprochen unpopulär und, was noch viel schmerzlicher für ihn war, in der Kirche, die er mit aufzubauen sich bemüht hatte, wurde kein Wort laut, das für ihn eintrat. Er mußte sich's sogar gefallen lassen, daß in der Öffentlichkeit die an römische Härte erinnernde Strenge, mit der er sein Hauswesen führte, als einer der Gründe genannt wurde, weshalb er aus einem führenden Staats- und Kirchenamt weichen müsse. Roth ließ sich dadurch nicht verbittern. Er zog sich auf sein Landgut Steinach bei Erlangen zurück, wo er in dem Stile, in dem ihm Fritz Jacobi vorbildlich war, eine freigebige, im besten Sinne geistvolle Gastfreundschaft übte. 1852 ist er gestorben. Sein Urteil über die Revolution hat er schon vorher im Gespräch mit den

Freunden in mannigfachen Dicta festgelegt. Es erscheint uns nicht überflüssig zu fragen, wieso ein Mannesleben, an dessen Schwelle eine solch eindringliche Beschäftigung mit Luther steht, in dieser Weise schloß. Wir können zunächst nur wiederum aus den Aufzeichnungen der Freunde schildern, welcher Geist sich in dem Hause des Mannes, der die Weisheit Martin Luthers dem Volke erschloß, darstellte. Es ist nicht der Geist lutherischer Freiheit und Weitschaft, es ist der Geist eines ernsten, schier alttestamentlicher Gesetzhaltigkeit unterworfenen und nur ganz in der Ferne von einem Streifen lutherischer Freiheit umgebenen Humanismus.

In seiner ausgezeichneten Erinnerungsrede über seinen Bruder¹⁾ nennt der als Leiter des Nürnberger Melanchthongymnasiums berühmt gewordene Karl Ludwig Roth dies Leben „das Bild eines philologischen Lebens“. Damit ist das Problem aufgezeigt, das das Leben des ersten bedeutenden Leiters der bayerischen Landeskirche in sich schließt. Der Mann, der sich als einer der ersten im 19. Jahrhundert die Kundmachung der Lutherschen „Weisheit“ angelegen sein ließ, der Freund Jacobis und Herausgeber der Werke Hamanns, der Schwager des Führers der Nürnberger Erweckung, Johann Merkel, der Schutzherr Löhes und der jungen Erlanger Theologie, ist, wie hier der eigene Bruder bezeugt, als ein solcher christlicher Kirchenmann nicht unmittelbar zu erkennen, sein Leben gleicht vielmehr dem eines von griechischer Weisheit gebändigten Gelehrten. Alle Aufzeichnungen aus seinem nächsten Verwandtenkreis, die gedruckten des Bruders und die handschriftlichen der Tochter und des Schwiegersohnes sprechen von der hohen Stellung, die die klassische Lektüre im Hause Roths einnahm. Der Morgen begann mit der Lektüre von Homer oder Pindar. Mit Rücksicht auf die Töchter und die Frau wurde neben dem griechischen Text auch die Voß'sche Übersetzung vorgelesen. Der Vater versäumte aber nicht, auch den Töchtern Kenntnis in der lateinischen Sprache zur Pflicht zu machen, und seine Auswahl der nur sparsam gestatteten Privatlektüre schon der kleinen Mädchen war mit durch die Erwägung bestimmt, ob in den betreffenden Büchern lateinische Wörter vorkamen. Als seine eigenen Lieblingschriftsteller erscheinen Homer und Tacitus. Diesen beiden, denen Pindar, Sophokles, Vergil zur Seite treten, gehörten die Mußestunden. Mit der Hingabe an diese Lektüre begründete Roth seine Zurückhaltung dem

¹⁾ Vortrag bei der 16. Versammlung deutscher Philologen in Stuttgart (Mezelsche Buchdruckerei, 1856).

geistigen Leben seiner Zeit gegenüber. Obwohl er im München Ludwigs I. lebte und ein oft und gern gesehener Gast an dessen Hofe war, also reichlich Gelegenheit hatte, auf das damals doch immerhin einen besonderen Rang einnehmende Theater hingewiesen zu werden, wurde er dort nie gesehen. Sein Bruder meint, daß er seit seinem Pariser Aufenthalte im Jahre 1804 nie mehr dieser Kunst auch nur die geringste Gunst zugewandt habe. Aber der Freund Ludwigs I., dessen Haus an der Straße zu den Pinakotheken lag, hatte auch kein irgendwie hervorragendes Interesse an der bildenden Kunst, und selbst von der Musik sagte er, er könnte nicht glauben, daß die Kunst die höchste sei, die der Vogel vor dem Menschen voraushabe, der doch ein höheres Geschöpf sei. Er hielt es mit Pindar, daß nur das Wort hinreiche an die Herrlichkeit der Unsterblichen. Er forderte darum als Grundlage jeder gelehrten Bildung eine gründliche Kenntnis der klassischen Schriftsteller. Es war ihm im Blick auf die Theologie weniger darum zu tun, einen inneren Zusammenhang zwischen der Antike und dem Christentum nachzuweisen, obwohl er einen solchen vor allem bei Homer und Sophokles zu finden glaubte, es lag ihm vielmehr an der geistigen Schulung durch Erarbeitung eines geistigen Resultates. Dazu aber erschienen ihm die klassischen Schriftsteller, denen der Weg zum Ergebnis wichtiger sei als das Ergebnis selber, ungleich geeigneter als die modernen Schriftsteller, bei denen die Resultate fertig dargeboten würden. Die Erkenntnis dieses entscheidenden Unterschiedes zwischen einer klassischen und einer modernen Bildung kennzeichnet am meisten das Wesen Roths. Um ihretwillen mußte er im 19. Jahrhundert wie ein schrulliger Sonderling erscheinen. Denn das Eigentümliche seiner Zeit war ihm vollkommen fremd. Die Technik des neuen Jahrhunderts schien ihm den Ernst einer innerlich erarbeiteten Bildung zu gefährden; denn nur das, was der Mensch persönlich erarbeitet, schien ihm wichtig. Seine Verwerfung der „Pseudo“-Bildung zeigte sich nicht nur in seiner geringen Freude an der Pädagogik als Sonderwissenschaft, deren Aufkommen er geradezu bedauerte und deren Studium er den Theologen widerriet, sondern auch in gelegentlichen amtlichen Äußerungen. Als einmal ein Konsistorialrat sein Gesuch um Ernennung zum Oberkonsistorialrat damit begründete, daß er die ganze Literatur der kirchlichen Angelegenheiten der letzten zwanzig Jahre durchgearbeitet habe und beherrsche, erklärte Roth: „Schon deshalb würde ich ihn nicht nehmen“, und als ein Pfarrer Dekan werden wollte, lehnte ihn Roth nicht nur mit guten Gründen ab, sondern fügte noch

hinzu: „Er ist schon deshalb unmöglich, weil er in einer Synodalarbeit das Brockhausche Konversationslexikon zitierte“. Seine Vertrautheit mit den klassischen Schriftstellern verführte ihn aber nicht zur Beschränkung auf die Antike. Er las jährlich einmal die „Lettres provinciales“ von Pascal, wobei er sich das Urteil Voltaires zu eigen machte, daß hier der beste Stil gegeben sei, den die ganze französische Literatur aufzuweisen habe (von den Deutschen gab er Winkelmann noch den Vorzug vor Lessing). Aber auch die englische Literatur kannte er genau und nahm für sich gleichsam als Sonderrecht in Anspruch, in den „gelehrten Anzeigen“ jeweilig die englische Literatur anzuzeigen. Daß er das Motto dieser von ihm auf besonderen Wunsch des Königs redigierten Zeitschrift „liba recuso, pane egeo“ sich als ganz persönlichen Wahlspruch zu eigen machte, nimmt nach allem, was wir von ihm wissen, nicht wunder.

Nach diesem Wahlspruch vollzog sich auch das strenggeregelter Leben seines Hauses. Dies Haus scheint nur einen Luxus gehabt zu haben, einen großen Garten, den der Hausherr mit besonderer Liebe pflegte. Die Versorgung der einzelnen Pflanzen, vor allem die Pflege der Rosen lag ihm sehr am Herzen. Daß Sträuße aus dem Garten auf den festlichen Tischen der allwöchentlich stattfindenden Gastereien standen und daß diese den Gästen mit nach Hause gegeben wurden, war ihm eine peinliche Sorge, und daß er in jedem Frühjahr der Königin ganz besonders seltsam duftende Veilchen aus seinem Garten schicken konnte, war ihm ebenso eine Freude, wie es ihm ein besonderes Vergnügen machte, sich an der Hoftafel mit den Majestäten und Hoheiten über seinen Garten zu unterhalten. Die Zucht des Hauses freilich verriet nicht, daß der Herr und Gebieter ein Freund von Rosen und Veilchen sei. Uns erscheint er heute als ein Haustyrann und die rührenden Aufzeichnungen seiner Tochter über die Erziehung im elterlichen Hause lassen klar erkennen, daß die Kinder schwer an diesem Vater trugen. Sie durften nur tun, was der Vater ausdrücklich gebot. Wie der Vater der Herr war, so wurden auch die Söhne zu Herren erzogen. Die kleinen Mädchen waren angehalten, in allem den Brüdern zu dienen. „Er hielt die Mädchen von klein auf dazu an, den Herren Brüdern, wie er sie immer nannte, ihre Sachen aufzuräumen, ihnen nachzugeben und erwähnte oft, was es für eine Ehre sei, ein Mannsbild zu sein, den Brüdern unsere Spielsachen und das Weibische verächtlich zu machen und den Schwestern, sie zur Nachgiebigkeit und freiwilligem Zurückstehen zu bewegen“. Merkwürdigerweise kleidete dieser Grand-

Seigneur, der sich seinen Wagen halten konnte und seine zwei Diener, und immer auf tadellose Kleidung mit rotseidener Halsbinde hielt, seine Mädchen mit solcher Sparsamkeit, daß sie sich in den seltenen Augenblicken, wo sie mit anderen beisammen waren, ärmlich erschienen. Aber diese Augenblicke waren selten. Wie die Brüder besuchten sie keine Schulen, sondern wurden zu Hause unterrichtet. Sie gingen, was bei einem so strengen kirchlichen Manne wundernimmmt, bis zum vierzehnten Jahr nicht in die Kirche, so daß Johanna Roth, der wir diese Aufzeichnungen verdanken, ganz naiv bemerkt, sie habe lange überhaupt nicht gewußt, daß es zwei Konfessionen gebe. Dafür wurde freilich streng auf die Morgenandachten gehalten und vom Vater bestimmte Kirchenlieder und aus Psalmen zusammengestellte Gebete auswendig gelernt. Roth hat übrigens den Religionsunterricht als Lehrfach noch als Präsident gering geachtet und sich einmal seinem Freunde Boeckh gegenüber ärgerlich darüber geäußert, daß Religion in die Prüfungsfächer aufgenommen sei. Er hielt es auch sonst, wie seine Tochter sagt, mit 2. Chronika 6, 1, daß Gott im Dunkeln wohne, und trat auch im eigenen Hause nicht mit religiösen Reden hervor. (Das erwähnte Wort schrieb er übrigens Schubert in seine Handbibel).

So gastfrei Roth war — er hatte täglich Gäste bei sich, regelmäßig einen Kandidaten des Predigerseminars, daneben auch durchreisende Pfarrer und Gelehrte, denen bei besonderer Gelegenheit erlesene Weine aus dem sorglich gepflegten Keller vorgesetzt wurden —, so sehr schloß er sich gegen die Münchener Geselligkeit ab.¹⁾ Selbst Schelling, Niethammer und Thiersch, mit denen er am Anfang in engem Kontakt stand, verschloß er später sein Haus, weil sie auch solche Leute bei sich empfangen, die er für verächtlich hielt. Einen großen Teil seiner Standesgenossen aus der höheren Beamtschaft mied er von vornherein, während er mit den Bauern in seinem Feriensitz Steinach und mit den Bauern

¹⁾ Auf seine Verslossenheit in Gesellschaften weisen auch die Bemerkungen der durch München reisenden, für das geistige Leben interessierten Zeitgenossen. Henrik Steffens schreibt („Lebenserinnerungen aus dem Kreis der Romantik“, Jena 1908 S. 354): „Ich sah hier öfters in Gesellschaften Thiersch, Roth, Wiebeking: aber so bedeutend auch diese Männer durch ihre Werke mir erschienen, so angenehm es mir war, sie kennen zu lernen, so ging die Berührung nicht über die leichte gefellige hinaus.“ Schleiermacher schreibt in seinem Briefe an Johann Christian Gass vom 28. Dezember 1818: „Roth, hinter dem steckt etwas, aber er war für die kurze Zeit zu verschlossen“. Von Leopold v. Ranke allerdings wird erzählt, er habe nach einer angeregten Abendunterhaltung im Hause Roth erklärt: „Das ist der größte Mann von München“.

von Perlach bei München engste Freundschaft hielt. Schelling nannte er später gelegentlich einen Charlatan, womit er vor allem die sorglose, schier leichtfertige Art rügen wollte, mit der Schelling seine Sätze formulierte und unrichtige Dinge mit dem Anspruch apodiktischer Wahrheit aussprach. Als Schelling einmal sagte: „Wunden, die die Menschen sich selber beibringen, heilen rasch“, fügte Roth der Wiedergabe des Satzes ironisch hinzu: „Ich dachte dabei an jenen wahnsinnigen Kurden, der sich mit dem Dolch das eine Auge austieß.“

Es darf einen nicht wundernehmen, daß ein solcher Mann nicht vollstündlich erschien und keine Beliebtheit erlangte. Obwohl er nicht konservativ im landläufigen Sinne war — er konnte z. B. den Wunsch nach einer Stabilität der politischen Verhältnisse für einen Unsinn erklären und über Könige ebenso frei urteilen wie über die modernen Verfassungen —, so war er doch auch nicht liberal. Sein Denken erscheint gegenüber dem Partikularismus, den später Harleß vertreten konnte, geradezu freimütig national. Dagegen wäre es ihm nie eingefallen, in so ungehemmter Weise, wie es Hofmann tat, am nationalen Liberalismus teilzunehmen. Er glaubte an die deutsche Nation, aber, wie er sich einmal ausdrückt, „das deutsche Volk war von jeher ein Volk von Stämmen und nicht eine Nation“. Er versuchte durch geschichtliche Studien und durch den Vergleich der einzelnen Völker einen richtigen Blick für seine Zeit und für sein Volk zu gewinnen und lehnte die zeitgenössische Art der Geschichtsschreibung deshalb ab, weil er in ihr den Drang wahrzunehmen glaubte, die Vergangenheit an der Gegenwart zu messen, während man vielmehr die Gegenwart an dem messen müsse, was als das Wesentliche im Laufe der Geschichte hervorgetreten sei. So ist es verständlich, daß er der revolutionären Bewegung der 40er Jahre ablehnend gegenüberstand. Er sagte einmal, „das Streben, auf den Zeitgeist zu hören, erinnere ihn an jenes boshafte Wort, wonach St. Hilaire im Park mit einem Hahn spazieren ging und ängstlich wartete, ob er ein Ei lege“. Er sah von Anfang an, daß diese Bewegung ohne Führer sei. „Ein halber Mirabeau in Berlin, und ganz Europa stünde in Brand.“ Daß er dabei nicht die Könige schützen wollte, zeigt ein Wort über die preußische Verfassung: „Der preußische König käme ihm vor wie jener Mann, der einen Teich durchschwamm, und als er in der Mitte fror, wieder umkehrte, anstatt ans andere Ufer zu schwimmen.“ Um populär zu sein, war er zu überlegen. Als ihn Freunde baten, auf den Angriff eines Nürnberger Blattes zu antworten, sagte er: „Bellarmine wurde einst

von einer Mücke geplagt, die auf seiner Nase saß. Als ihn Freunde fragten, warum er sie nicht wegscheuche, sagte er: „Wozu dieses Geschöpf stören, es lebt ja sowieso so kurz“. Und als seine Freunde über die Unruhen von 1848 bekümmert waren, erinnerte er an das Wort des Prälaten Bengel, der sagte: „Wenn es in einem Teiche quakt, so ist es nicht ein Zeichen, daß nur Frösche darin sind, die Fische machen eben kein Geschrei.“

Roth wurde durch die Revolution in die Verbannung geschickt; ein Einsamer war er schon lange vorher geworden.¹⁾ Er hat, im Grunde genommen, nie in seiner Zeit gelebt. Er war ein Fremdling im Deutschland des anhebenden technischen und liberalen Zeitalters. Aber seine Fremdlingschaft war doch nicht eigentlich von der Art, wie sie uns die Botschaft der Bibel und das Zeugnis Luthers kundtut. So eindrucksvoll seine Lebensweise noch in den Berichten über sie erscheinen mag, so fehlt ihr doch die überlegene Unbefangenheit, die sich heiter auch dort der Welt hingibt, wo sie zunächst fremd erscheint. Daß Roth ängstlich jeden Verkehr mit der Welt mied und schroff jedes Gespräch abbrach, das ihn mit Erscheinungen bekannt zu machen drohte, die ihm widerwärtig waren, bestätigte es, daß ihm die Kraft versagt blieb, das, was er bei Luther in seinen besten Mannesjahren gelernt hatte, für sein ganzes späteres Leben geltend zu machen. Die Zeit, in der er in den Schriften Luthers und in den Werken Hamanns lebte, erscheint bei einer Betrachtung seines Lebens wie eine Insel. Er bekam durch diese Männer die Kraft, sich von der unklaren Schwärmerei seiner Jugendzeit endgültig zu trennen. Offenkundig erhielt er auch dadurch die Waffen, die ihm für die kirchliche Stellung, in der er so Hervorragendes leisten sollte, rüsteten. Ganz zu bestimmen vermochte ihn aber dieser Geist und dieser Glaube nicht. Der Humanismus, dem seine erste Liebe gehört hatte, und die strengen bürgerlichen Grundsätze, die er von den schwäbischen Ahnen überkommen hatte und die er in dem eindrucksvollen Merckelschen Haushalte, dem er seine Ehefrau verdankte, bestätigt fand, festigten mehr das Gesetz in ihm, als daß sie Raum ließen für das beste Geschenk der Vergebung spendenden Gnade, für die Freiheit, das fremd Anmutende nicht allzu gerecht zu beurteilen, sondern es an seinem Orte stehen zu

¹⁾ Der Hauptanlaß zu dem Groll gegen Roth bildete seine Stellung im Aniebeugestreit. Schon Burger hat darauf aufmerksam gemacht, daß hier Roth Unrecht geschehen ist. Einen ausführlichen Beitrag zu der Würdigung Roths enthält die Darstellung des ganzen Kampfes bei Theodor Hefel: „Adolf v. Harless“, München 1933, S. 367 ff.

lassen. Daß er Luther und Hamann begegnet ist, ist das große Glück seines Lebens. Es ist schwer auszudenken, wer er geworden wäre, wenn er nach der schwärmerischen Epoche seiner Jugend sich allein auf seine konservativen Grundsätze hätte verlassen müssen, die er aus dem Studium der Antike, aus der Beschäftigung mit den großen englischen Antirevolutionären wie Edmund Burke schon frühzeitig schöpfte, und die ihm eigene Beobachtungen bekräftigten, die er während seiner Diplomatenzeit machen durfte.

Es ist schier unerlaubt, eine solche Frage zu stellen, unmöglich sie zu beantworten. Wir können nur dankbar bezeugen, daß auch hier wie überall, wo sie erfolgt, die Begegnung mit Luther gesegnet war. Die Frage freilich, wieso es offenkundig das Schicksal gerade der Botschaft Luthers sein muß, immer in merkwürdiger Verbindung mit Humanismus, Rationalismus oder Pietismus zu erscheinen, bleibt, damit aber auch die Aufgabe, aus neuer, vertiefter Einsicht die Botschaft Luthers auch für die persönliche Lebenshaltung und für die Gestaltung von Gemeinde und Kirche noch ganz anders geltend zu machen, als es bisher geschehen konnte.

Anmerkung.

Über Friedrich v. Roth hat sein langjähriger Mitarbeiter D. v. Burger in der P. R. E. Band 17 geschrieben. Außerdem hat ein anderer seiner Mitarbeiter, der Oberkonsistorialrat Ernst Friedrich Heinrich v. Gruben, die Tätigkeit Roths als Präsident des Oberkonsistoriums dargestellt (München 1858). Das schönste Zeugnis für ihn und über ihn hat Gotthilf Heinrich von Schubert in seinem Nachtrag zu seiner Selbstbiographie abgelegt (Vermischte Schriften, Erlangen, 1857, S. 204 ff.). Er fügt seine Erinnerungen dem Abschnitt „Der Vorhof der Heiden und Israels Tempel“ ein und rechnet Roth zu den „einzelnen reichbegabten Menschen, welche aus dem Vorhofe des Wissens, für den Tempel der ewigen Weisheit erzogen, in diesen eingegangen sind“ (S. 205).

Roth selbst ist literarisch hervorgetreten außer als Herausgeber der Werke Luthers und der Werke Hamanns als Herausgeber der Werke von Fritz Jacobi und der Jacobischen Briefe. Eine Reihe seiner in der Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vorträge hat Roth selbst noch herausgegeben (Frankfurt 1851). Ebenso ist „eine Auswahl seiner mündlichen und schriftlichen Äußerungen in der ersten Kammer der bayerischen Ständeversammlung“ 1852 bei Georg Franz in München erschienen.

Mir lag außer den genannten, im Druck erschienenen Schriften von Roth handschriftliches Material vor, das seine Entelin, Frau General v. Thäter, in München bewahrt hat. Darunter befinden sich sehr viele Exzerpte und Tagebuchhefte von Roth, die noch der Bearbeitung harren. Manches verdanke ich auch der mündlichen Überlieferung, die in den Familien Roth und Merkel lebendig ist.